

Doron Rabinovici

Rede vom 27. Mai 2010 im Kasino

Es war ein Theater

Es ist ein Theater. Was sage ich, ein Ereignis, und so sind sie erschienen, ihm beizuwohnen. und es mit ihrer Anwesenheit zu schmücken. Schauen Sie doch. Da sitzen sie. Die Damen in großer Toilette, die Herren zumeist im Frack. Sehe ich dort nicht sogar Offiziere in Uniform? Von hier aus läßt es sich kaum noch erkennen. Aber ich will Ihnen trotzdem erzählen, mit welchen prächtigen Gewändern und mit welchem teurem Schmuck die Herrschaften am 4. Februar 1914 angetan sind, an dem Tag, da endlich das Theater der k. k. Akademie der Musik und der darstellenden Kunst eröffnet wird, also jenes Haus, in dem wir heute sitzen hätten sollen. Es ist ein Theater, und womöglich gibt es gar keine bessere Darstellung dieses Umstands als die Tatsache, daß wir heute nicht im Akademietheater sitzen. Die Rede selbst zwingt zu einer Vorstellung, und wird in jenen Palast verlegt, den Erzherzog Ludwig Viktor erbauen ließ. Das war der Habsburger, der „Luziwuzi“ genannt wurde und der letztlich wohl aufgrund seiner sexuellen Orientierung nach Salzburg ziehen mußte, während sein Domizil zum Offizierskasino wurde. Das Offizierskasino wiederum war – wie wir von Arthur Schnitzler wissen – der Schauplatz mancher Dramen, die den Stoff für einige Stücke im Akademietheater liefern.

Es ist ein Theater. Eines von vielen, die dem Wiener Publikum zur Ergötzung, zur Besinnung und zur Bildung dienen. Die Weltmetropole, Hauptstadt von über fünfzig Millionen Menschen verfügt über zahlreiche Aufführungsstätten. Von der Hofburg über die Neue Wiener Bühne bis zum Intimen Theater. Wen wundert's? Die Residenz der Doppelmonarchie ist dem Drama außerordentlich zugeneigt. Sie hat einen Hang zum Schauspiel.

An jenem 4. Februar weiß die Neue Freie Presse von der Einweihung des neuen Hauses zu berichten: „In dem Theaterchen des Konzerthauses fand heute die erste Akademie Schauspielvorstellung statt. Ein intimer, allerliebster Raum, so recht geschaffen für diskrete Bühnenwirkungen, für Proverbs, für einen Dialog voll zarter, seelischer Delikatesse.“

In allen Zeitungen wird damals kundgetan, das Patronessenkomitee habe sich für die zu wohltätigen Zwecken stattfindenden Premierenabende in den Prachträumen des Ministeriums

für Kultus und Unterricht versammelt. Die Redakteure lassen sich nicht nehmen, aufzuzählen, welche allerhöchsten und höchsten Frauen bei dieser karitativen Sitzung unter anderem anwesend sind: Frau von Abrahamowicz, Frau Theresina von Auffenberg, Frau Maria Bankowska, Baronin Alice Baumgartner, Gräfin Nandine von Bertold-Karolyi, Baronin Anja Bienert, Frau Emma von Braitenberg, Baronin Braun Reithofer, Baronin Marianne Forster, und so kann es fortgehen, spaltenlang und seitenweise, aber keine Angst, das wird kein Drama, solange alles nur ein Theater ist, darum werden die wichtigsten Damen, die damals zusammenkamen nicht alle in alphabetischer Reihenfolge heruntergeleiert, ich übergehe die Liste, die von der Gräfin Kodziebrodski, über die Prinzessin Klementine Metternich bis hin zur Erbprinzessin Therese Schwarzenberg reicht. Alle geben sich die Ehre, und das Protektorat der Benefizvorstellungen in diesem Haus, in dem wir heute beinah gesessen wären, übernimmt im Frühling 1914 Erzherzogin Marie Josefa.

Niemand von Rang und Namen wird verschwiegen. Auch wer dem Vortrag über den wahren Charakter der Frau beiwohnte, bleibt nicht unerwähnt. Eigene Seiten sind in der Reichspost täglich jenen gewidmet, die eben ausgezeichnet oder geadelt wurden. Exzellenzen, Minister, Edle von und Freiherren, Fürsten und Barone, sie sind alle ins Blatt gerückt: Von den Statthaltern bis hin zu den unvermeidlichen Hofräten, denn hier wird schon damals jeder das, was er nicht ist.

Es ist ein Theater, und irgendwo lese ich, dieses Haus, in dem wir heute nicht sitzen, das Akademietheater eben, sei damals mit Giuseppe Verdis Maskenball eingeweiht worden. Zwar finde ich dafür keine Bestätigung in den damaligen Journalen, doch kann ich mir kein Werk denken, das besser in jene Zeit passen möchte. Ein Mummenschanz, ein Kostümfest, das mit einem Attentat auf den Herrscher endet, und wirklich, bloß ein halbes Jahr nach der Eröffnung des Akademietheaters dann die Bluttat von Sarajewo und einige Wochen danach der Aufzug der kaiserlichen Truppen mit klingendem Spiel und großem Hurrah in den Krieg. Was für ein Prolog! Welch Ouvertüre! Es wird ein Bombenspektakel, wie es die Welt noch nie erlebt hat.

Schluß mit dem Theater. Was kann ich denn überhaupt von der Doppelmonarchie berichten? Wie komme ich dazu, mich zu äußern? Niemand aus meiner Verwandtschaft stammt aus einem der Kronländer des Kaiserreiches. Meine Mutter wuchs im polnisch jüdischen Wilna auf, im einstigen Jerusalem des Nordens. Eben war sie ein Kind gewesen, da wurde sie ins Ghetto gepfercht, wurde von einem Konzentrationslager ins nächste deportiert, und zusammen mit

meiner Großmutter überstand sie gerade noch den Todesmarsch. Der Rest der Familie war ermordet. Vernichtet. In Stutthof wurden Scheiterhaufen errichtet, weil zu wenige Öfen zur Verfügung standen. Meine Mutter erzählt, wie im Feuer die Leichen einen merkwürdigen Tanz aufführten, in der Hitze sei ein Zucken durch die Glieder gegangen, haben sich die Muskeln zusammengezogen, und manche der Toten sollen in den Flammen gezappelt und sich halb aufgerichtet haben.

Mein Vater wurde indes im rumänischen Moldawien geboren. Er konnte als Jugendlicher nach Palästina entkommen. In Israel lernten meine Eltern einander kennen. Mein Bruder und ich kamen in Tel Aviv zur Welt.

Wir waren nur für kurze Zeit nach Österreich gekommen und wollten nicht lange bleiben. Mein Vater hatte aus geschäftlichen Gründen hier zu tun. Wir spielten einander vor, gar nicht in Wien zu leben, sondern in einem Provisorium. Es war ein Theater, denn die Zwischenlösung wurde zum Dauerzustand. Die ganze Stadt, in die ich als Kind in den Sechzigern kam, hatte etwas von einer Kulisse für ein Stück, das längst abgesetzt war. Die Staffage war übriggeblieben. Die Touristen, die hierher reisten, besuchten die Donaustadt wie ein untergegangenes Atlantis. Sie schauten sie sich an, weil sie im Grunde nicht mehr existierte, und ich wohnte hier, als wäre ich gar nicht da.

Wir, die Rabinovics, gehörten nicht zum Ensemble. Wir waren Untermieter, hatten aber keinerlei Anlaß, uns zu beklagen: Wir waren sehr gut untergebracht. Staunend ging ich durch die Altbauwohnung. Welch ein Unterschied gegenüber dem winzigen Quartier in Tel Aviv. Die Räume ragten höher empor, als ich es je gesehen hatte. Die Decke war mit Stukkatur dekoriert. Da war ein Luster aus Kristall. Das Stiegenhaus war eine eigene Welt. Wer hinaus wollte, mußte über lange Korridore gehen, mußte Mezzanin und Parterre passieren, eine doppelte Schwingtür aufdrücken, um dann ans Portal zu geraten, das selbst die Großen kaum bewegen konnten. Um ihm zu entschlüpfen, war in das Tor eine kleinere Pforte eingeschnitten worden.

An unserem ersten Tag in Wien liefen wir, mein Bruder und ich, sogleich aus dem Haus. Wir wollten zu Spielkameraden. So waren wir es gewohnt. In Tel Aviv konnten wir mit unseren Freunden draußen herumtollen und im Hof die Katzen aufscheuchen. Doch auf der Favoritenstraße der sechziger Jahre standen wir beide ratlos da. Da war kein Gleichaltriger weit und breit, bloß eine Dame mit Dackel. Autos fahren an uns vorbei. Die Stadt sah für mich recht grau aus, aber wenn ich hochblickte, waren da Giebel und Zwiebdächer, konnte ich die Wiener

Fassadenfiguren entdecken, die Atlanten oder Karyatiden. Diese Titanen aus Gips ließen die Muskeln schwellen, die Adern traten dick hervor, die Hände krallten nach der Hausmauer und sie taten, als stützten sie Balkone oder stemmten Stockwerke, aber bald hörte ich, die Gestalten seien wuchtig, doch nicht wichtig. Sie hatten gar keine tragende Rolle. Es war ein Theater. In seinem Werk über Hofmannsthal und seine Zeit schreibt Hermann Broch, Wien sei bereits damals zum Museum seiner selbst geworden.

Meine Eltern nahmen mich in Schauspielvorstellungen und in die Oper mit. Sie putzten mich heraus, kleideten mich ein wie einen kleinen Erwachsenen, denn bereits Minderjährige mußten da eine Krawatte tragen. Meine Kameraden im Kindergarten kamen mir auch wie kostümiert vor. Mit ihnen konnte alles aufgeführt werden. Die Tante hieß uns im Gänsemarsch zur Toilette gehen. Die Buben und Mädchen erinnerten mich an Lebkuchenmännchen. Ich wurde hier nicht heimisch, aber fühlte mich gleichzeitig auf Besuch in Israel zusehends fremd. So gab ich in Österreich den Makkabäer, den Südländer unter Älplern, um in Tel Aviv den Wiener Musterknaben hervorzukehren, der mit seinem „Bitteschön“ und „Dankeschön“ die Verwandten bestürzte und entzückte.

Die neue Sprache zu beherrschen, wurde für die Söhne zum Triumph. Ist anders zu erklären, wenn etwa mein Bruder, sechs Jahre älter als ich, mit neun nach Österreich gekommen, ohne ein Wort Deutsch zu können, den Wiener Rednerwettbewerb mit sechzehn gewann? Kinder sind geborene Assimilanten. Es muß viel geschehen, um ihnen die Lust auf Verständigung zu rauben. Das Unterrichtsniveau hierzulande sinke wegen der ausländischen Schüler, lese ich in heimischen Blättern. Ihretwegen lerne der bodenständige Nachwuchs sich nicht auszudrücken. Meine Erfahrung ist anders, und wenn ich einige der Politiker im Parlament am Ring reden höre, dann weiß ich mit Sicherheit, an uns Zugewanderten liegt es nicht, wenn ihnen kein gerader Satz und kein gewiegter Gedanke gelingen will.

Mein Bruder hält seine medizinischen Vorträge heute auf Hebräisch, auf Deutsch oder auf Englisch und selbst wenn er träumt, wechselt er – buchstäblich im Schlaf – von einer Sprache zur nächsten, und ich erzähle hier nicht davon, um wie einst am Spielplatz mit meinem großen Bruder anzugeben, nein, eben nicht deshalb, denn in vielen Gegenden dieser Welt und zu verschiedenen Zeiten der Geschichte stellt es nichts Besonderes dar, polyglott zu sein. Ich bringe ihn nur ins Spiel, weil Fremdsprachigkeit in diesem Land immer noch unter Verdacht steht.

Das Leben zwischen verschiedenen Klangwelten gehört zum Repertoire unserer Familie. Auf Jiddisch schrieb meine Mutter ihre frühen Gedichte, etwa jenes für ihren Vater, nachdem er ermordet worden war, polnisch unterhielt sie sich in den Gassen von Wilna, aber die ersten Worte auf Deutsch verdankt sie jenen Menschen, die auf die Elfjährige mit Peitschen und Gewehrkolben einprügelten. Ja, meiner Mutter kann tatsächlich attestiert werden, diese Sprache sei ihr regelrecht eingebleut worden; und zuweilen sogar mit äplerischem Akzent. Mein Vater wiederum ist ein rumänischer Jude, und die Menschen dieses Landes purzeln gleichsam multilingual aus dem Bauch und auf die Welt, weil Rumänisch mit seinen romanischen Wurzeln und seinen slawischen Aneignungen wie ein natürliches Esperanto wirkt.

In Tel Aviv aber, so schien es mir als Kind, hörte ich auf den Straßen Hebräisch, Polnisch, Englisch, Rumänisch, Französisch, Arabisch, Spanisch, Sefardisch oder auch Russisch. Ältere Leute unterhielten sich zuweilen in Jiddisch, obwohl es nicht sehr hoch angesehen war, weil es als Idiom der Verbannung und als Jargon des Shtetl diffamiert wurde.

„Hier werden alle Sprachen gesprochen“, verkündete ein Schild an einem Geschäftslokal im Tel Aviv der vierziger Jahre, worauf einer den Besitzer fragte: „Wieso können Sie alle Sprachen?“ Darauf seine Antwort: „Ich nicht, aber meine Kunden.“

Nichts rief damals indes so heftige Gefühle hervor wie das Deutsche. Viele erinnerte es an die Mörder. Sie wollten – selbst wenn sie es gut beherrschten – kein Wort davon in den Mund nehmen. Sie hielten diese Laute nicht mehr aus. Gleichzeitig gab es in Israel kaum eine Landsmannschaft, die anhänglicher an ihrer Muttersprache hing, als die deutschsprachige. Während alle anderen Gruppen so schnell wie möglich das altneue Hebräisch lernen wollten, konnten sich die Berliner, die Frankfurter, die Hamburger und die Wiener einfach nicht daran gewöhnen. Die so genannten Jekkes, wie die deutschen Juden genannt werden, wollten nicht von ihrer Kultur und nicht von ihrem Dünkel lassen. Alle machten sich über ihre Starrköpfigkeit lustig, denn während die Deutschen und Österreicher in ihnen nichts als Juden sahen, wollten sie nichts lieber als Deutsche oder Österreicher sein. Vor einigen Jahren fragte mich eine neunzigjährige Überlebende kichernd: „Was ist der Unterschied zwischen einem Jekke und einer Jungfrau? – Jekke bleibt Jekke!“

Die Sprache Hitlers war während der Nazizeit in Israel verpönt. Deutschsprachige Filme durften in Tel Aviv gar nicht gezeigt werden. Um sie dennoch vorführen zu können, wurde einfach erklärt, es handle sich hier um Österreichisch, als hätte das Alpenland mit Hitler und

dem Dritten Reich nichts zu tun. Die Ben Jehuda Straße, in der die meisten deutschsprachigen Juden lebten, wurde von den Wiener Juden gerne als Kanton Ivrit bezeichnet, und zwar deshalb, weil man dort kan Ton Ivrit gehört hat.

Was mache ich denn eigentlich? Welchem Theater gebe ich mich denn bloß hin? Ich soll von Kakanien erzählen, und statt dessen gebe ich Anekdoten aus dem Judenstaat und Zionschtetl zum Besten. Wer mir zuhört, könnte beinahe glauben, der Ort, an dem ich geboren wurde, sei der drolligste Flecken auf Erden. Als wären die einen da nicht mit letzter Kraft von Europa hingeflüchtet und als wären die anderen aus Palästina nicht vertrieben worden. Bekämpfen sich im Nahen Osten etwa nicht zwei Völker bis aufs Blut? Aber vielleicht rede ich mit gutem Grund von Tel Aviv, wenn es um Kakanien geht. Könnte es nicht sein, daß jenes Land der bunten Kontraste und gräulichen Konflikte, mit seinen verschiedenen Nationen und Nationalismen vielleicht doch mehr von einem Restkakanien hat, als auf dem ersten Blick scheint? War es denn nicht im Habsburgerreich gewesen, wo Theodor Herzl, der Feuilletonchef der Neuen Freien Presse seine Idee für einen Judenstaat entwarf? Sein Roman Altneuland heißt in hebräischer Übersetzung übrigens „Tel Aviv“, was Frühlingshügel bedeutet und auf die Zukunftsvision des Judenstaates verweist. Ja, es ist wahr, Tel Aviv ist eine Stadt, die nach einem Buch benannt wurde, und nicht umgekehrt.

Erst 1909 wurde die kleine Siedlung Tel Aviv gegründet, aber schon im Jahre 1908 begeht das Habsburgerreich das sechzigste Jubiläum der Regentschaft von Franz Joseph. Der große Festzug aus allen Kronländern soll im Juni stattfinden. Zunächst aber springen, wie Brigitte Hamann schreibt, die Ungarn ab. Sie erklären, für sie gelte nicht 1848 als Beginn der kaiserlichen Herrschaft, sondern erst 1867. Dann polemisiert Bürgermeister Karl Lueger gegen ein Gastspiel des Tschechischen Nationaltheaters, weil Wien eine deutsche Stadt sei und bleiben müsse. Daraufhin die Tschechen: Wenn sie nicht willkommen seien, bräuchten sie auch nicht bei der Parade dabei sein. Als nächstes weigern sich die Italiener mitzumachen, da der Triumph über sie im historischen Defilee besonders gefeiert wird. Zum Schluß ziehen sich beinahe die Kroaten zurück, weil sie im gedruckten Festzugsprogramm ausführlich verhöhnt werden. Sie lassen sich zwar wieder besänftigen, dafür wettern die Deutschnationalen gegen das Mischmasch und Wirrwarr des Vielvölkerstaates. Was für ein Theater! In youtube kann heutzutage jeder einen Blick auf den Prunk erhaschen. Die goldbestickten Kleider, die Paradeuniformen voller Orden, die klirrenden Säbel, die Quasten an der Seite, die Helme mit wogenden Straußenfederbüschen,

die historischen Kostüme mit ihren Phantasieschärpen, die Ritterrüstungen, die bunten Trachten aus entfernten Teilen der Monarchie. Die Zeitungen waren entsetzt über den Mulatschag aus Fremdartigem.

Der Haß aufeinander war es, der die verschiedenen Nationen verband. Mehr noch einte aber alle die antisemitische Hetze. Viele Juden setzten ihre ganze Hoffnung auf den Bestand des Habsburgerreichs. Sie wollten an das Gefüge jenseits der Regionen und der Religionen glauben. Während Karl Lueger den Populismus aufkochen ließ, um von einem Wahlerfolg zum nächsten zu dampfen, und derweil die Chauvinisten aus allen Provinzen auseinander trieben, aber gemeinsam gegen eine jüdische Rasse loszogen, bauten viele Juden auf ein Reich der Vielfalt. Sie vertrauten auf den Balanceakt des Supranationalen. Sie träumten von einem geeinten Kontinent, aber unter kakanischer Vorherrschaft.

Ich erinnere mich an Doktor Scheffler, an einen Mitarbeiter meines Vaters. Sonntags begleiteten uns die Schefflers, seine Frau und er, auf Ausflüge zum Semmering oder in die Wachau. Unter der Woche gingen sie ins Kaffeehaus. Scheffler sprach ein reines und feines Deutsch. Er stammte aus Czernowitz, war ein Altösterreicher, der während des Krieges in Palästina überlebt hatte. Doktor Scheffler verfügte über eine große Bibliothek, aber er las die Bücher nicht, sondern hob sie für die Pension auf, denn Ordnung mußte sein und Arbeit von Vergnügen getrennt werden. Sein Vorname lautete Dorian. Seine Frau nannte ihn Dori, und zufälligerweise wurde auch ich so von meinen Eltern gerufen.

Eines Tages wurde mir ein Photo gezeigt. Doktor Scheffler hoch zu Roß in Uniform. Er hatte – für mich unvorstellbar – noch im Ersten Weltkrieg mitgekämpft. Es war, als stamme er aus dem Mittelalter. Ich weiß noch, wie ich das Bild anstarrte. Der kleine Dori schaute auf einen jugendlichen Dori, der mittlerweile zum Greis verschrumpelt war.

Einige Jahre später ging Doktor Scheffler in Rente, da ließ seine Sehkraft nach. Blind stand er zwischen seinen Büchern und bald starb er. Zuweilen besuchte ich, nun bereits ein Unterstufler, die Witwe, um ihr kleine Aufmerksamkeiten von den Eltern vorbeizubringen. Einsam und wunderlich war sie geworden. Wenn ich das Stiegenhaus hochjagte, wartete sie an der Tür. Je eiliger ich es hatte, um so herzlicher lud sie mich ein, und dann grüßte sie mich mit einem „Dori“ und ihr Blick verklärte sich. Ich verwandelte mich in den anderen Dori, der gestorben war, der mit ihr gelebt hatte, in ihre Liebe. Ich sah es in ihren steingrauen Augen. Ich, der Teenager, wurde damals zu jenem jungen Offizier der kaiserlichen und königlichen Armee.

Ich trage diesen anderen Dori immer noch in mir herum. Ich glaube nicht, daß es Zufall war, wenn er und andere Juden aus Czernowitz, aus Budapest, aus Krakau oder aus Lemberg nach 1945 in die Donaustadt kamen. Menschen wie Scheffler sehnten sich nach einer Welt, die nicht mehr existierte, die vernichtet worden war. Vielleicht suchten sie in Wien vergeblich nach einer Möglichkeit mit Hilfe der Geschichte die Vergangenheit auszublenden. Womöglich ging es ihnen darum, sich täglich zu vergewissern, nicht vergessen zu haben, was ihnen widerfahren war. Sie mußten sichergehen, daß die Mörder besiegt sind. Die Opfer kehrten an den Tatort zurück. Sie hörten den Henkersknechten beim Schweigen zu. Die Überlebenden trafen einander in den Wiener Kaffeehäusern, die es in Czernowitz, Lemberg, oder Budapest nicht mehr gab. Sie machten Ausflüge zum Semmering und in die Wachau. Sie träumten von Kakanien und von jener Metropole, die einst das Zentrum ihrer Hoffnungen gewesen war. Von der Bukowina aus war Wien der Beginn der Welt gewesen.

Ihre Sehnsucht war keine politische Nostalgie. Die Überlebenden, die ich kennenlernte, waren keine Monarchisten. Sie wollten nicht Untertanen des Kaiser Franz Joseph sein, nicht des Königs von Jerusalem und nicht des Herzogs von Auschwitz. Im Gegenteil. Selbst die kurze Phase der Gleichberechtigung schien ihnen im Nachhinein nur ein Luftschloß gewesen zu sein. Nicht eine voll entfaltete Emanzipation wurde mit den Nürnberger Rassegesetzen ausgelöscht, sondern bloß die Hoffnung darauf. Immerhin: Diese Hoffnung war es wert gewesen, sich ihr zu verschreiben, und wenn sie vergeblich war, dann nicht jener wegen, die sich ihr hingegeben hatten.

Ich rede nicht nur von den Sehnsüchten der Juden nach einem Weg ins Freie, wie sich mit Arthur Schnitzler sagen läßt. Es war ein Drama. Schnitzler selbst behandelte in seinen Werken die ganz unterschiedlichen Beengtheiten jener Zeit. Im Grünen Kakadu, in jenem Werk, das mir so verdächtig nach Kakanien klingt, läßt er ein Theater die Französische Revolution vorwegnehmen. Die Grenze zwischen Schein und Sein verwischt. Der Funke springt über. In Österreich-Ungarn war das Stück bis zum Ende der Monarchie verboten. Die Zensur wußte, weshalb.

Das Kind, das in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts nach Österreich gebracht wurde, wußte von all dem nichts. Ich kannte nicht die Not des einstigen Wiens mit seinen Elendsquartieren und Bettgängern. In unserem Haushalt arbeitete an manchen Tagen eine Bedienerin. Sie wurde von uns Frau Angela gerufen. War es heiß, so keuchte sie schwer, als wäre

ein Wasser in ihr gestaut. Dann setzte sie sich hin und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Sozialdemokrat sei ihr Mann gewesen und als politisch Unzuverlässiger sogleich an vorderster Front geschickt worden. Kanonenfutter im so genannten Osten. Er war nicht heimgekehrt. Sie weinte, wenn sie von ihm sprach.

Frau Angela hatte noch Franz Josef den Ersten gesehen, wenn sie auch damals noch ein kleines Kind gewesen war. Und er schon tot! Aber wer wollte so kleinlich sein? Frau Angela hatte jedenfalls teilgenommen, an jener großen Leichnamsprozession, als der Herrscher zu Grabe getragen wurde und mit ihm, wie bereits zu jener Zeit die meisten ahnten, das ganze Imperium mit all seinem Pomp und seinem Glanz. Was indes Frau Angela erzählte, paßte gar nicht zu dem Bild, das ich von unseren Exkursionen in Schönbrunn und in der Hofburg her kannte. Bei ihr hörte ich nichts von jenem pflichtschuldigen Greis. Sie hatte kein gutes Wort für den puritanischen Mann im spartanischen Feldbett. Sie war nicht eine von denen, die den Tod des Übervaters tränenreich beklagten. Im Gegenteil. „Zwiebel haben wir schneiden müssen“, verriet mir die alte Putzfrau voller Zorn: „Damit wir tüchtig weinen, wenn die Leich’ vorbeikommt.“ Es war ein Theater.

Aber vielleicht ist der Kaiser gar nicht tot. Er lebt fort und ich kann es bezeugen, denn ich selbst durfte ihn noch oft als Bub sehen. An den samstäglichen Nachmittagen meiner Kindheit erschien der Kaiser unter Posaunenklängen und mit einem Gotterhaltegottbeschütze in unserem Wohnzimmer. Die Wiener Filme zeigten den Kaiserwalzer, den Kaiserball, das Kaisermanöver oder die Kaiserjagd in Ischl, und immerzu wuselte und nuscelte Hans Moser durch die Kulisse.

Der Höhepunkt der meisten Streifen war aber die Audienz beim Kaiser, bei jener Gestalt mit Backenbart und in Uniform. Er ließ die Herzen höher schlagen, und wenn Franz Joseph im Weißen Rößl der Volksoper abstieg, klopfen die älteren Zuschauer mit den Füßen im Takt zum Radetzky marsch, um danach zufrieden zu hören, was der alte Herr der Wirtin vom Wolfgangsee ins Stammbuch diktierte: „Man sieht allmählich ein,/ man muß hübsch bescheiden sein.“

Nein, der Kaiser ist nicht tot. In allen Souvenirläden ist er zu finden. Sein Konterfei prangt auf Karten, auf Heferln und auf Gläsern, und wer durch die Innenstadt flaniert, kann nicht daran zweifeln, der Kaiser liegt nicht in der Gruft, sondern kutschiert Touristen durch Wien und zwirbelt sein Barthaar. Es ist ein Theater, und als vor zwanzig Jahren Zita, die letzte Kaiserin von Österreich, zu Grabe getragen wurde, gab sich Wien, nein, der ganz Staat, dem Trauerzug hin, als sei die Monarchie nie abgeschafft worden.

Ja, zuweilen könnte einen der Verdacht beschleichen, die Republik sei hierzulande noch nicht ausgerufen. Das hat Gründe. Ehe das Bild vom gütigen alten Reichsvater aufkam, war der jugendlich erzkonservative Herrscher ein Symbol für die Niederschlagung der Revolution gewesen. Das Militärische waren seine Insignien. Er stützte sich auf jene Armee, die das freie Wien mit Kanonen niederkartätscht hatte.

Selbst der niedrigste Amtsträger trug des Kaisers Rock, und der Fürst inszenierte sich als oberster Diener des Staates. Absolutismus gemildert durch Schlamperei nannte bekanntlich Victor Adler die Verhältnisse in Österreich, und bis heute weiß sich die Beamtenschaft hierzulande damit zu trösten, daß nichts so heiß gegessen werde wie gekocht, wobei sie außer Diskussion stellt, daß gefälligst verzehrt werden muß, was auf den Teller kommt. Doch diese Beobachtungen über die mustergültige Bürokratie zielen nicht gegen einen Berufsstand, sondern gegen eine Gesinnung, die sich zugute hält, keine zu haben. Um so leichter fällt das Raunzen über Zustände, die letztlich nicht zu ändern sind, denn der Österreicher ist, wie schon gesagt wurde, von Beginn an dagegen, doch bloß solange der Bestand dessen, wogegen er ist, gesichert erscheint, und bekanntlich ist der Unterschied zwischen Deutschland und Österreich, daß die Deutschen mit Pessimismus in die Zukunft und die Österreicher mit Optimismus in die Vergangenheit blicken. In diesem Klima verschafft sich nicht die Auseinandersetzung Gehör, sondern nur das Ressentiment gegen „alle die oben“ und gegen die Fremden.

Angesichts der nazistischen Barbarei kam Sehnsucht nach Kakanien auf. Im Nachhinein wurde die Doppelmonarchie verklärt, da alles im Vergleich zu später unschuldig schien. Was aber, wenn völkische Revolte und supranationale Monarchie einander nie ausschlossen, sondern vielmehr bedingten? Der Rassismus von Schönerer, die Hetze von Lueger, der Kadavergehorsam im Ersten Weltkrieg, all das hätte gewiß nicht notwendigerweise zum Massenmord führen müssen, aber um dahin zu gelangen war wohl nötig gewesen, was davor geschah.

Kurz vor dem Niedergang des Reiches wurde in Cisleithanien die freie und allgemeine Wahl für Männer eingeführt. Aber im ungarischen Reichsteil blieb das Zensuswahlrecht aufrecht. Da zählten die Menschen, so viel sie zahlten. Wurden die Stimmen in Transleithanien unterschiedlich bewertet, herrschte in Bosnien-Herzegowina wiederum eine gewisse Gleichheit, denn immerhin galten dort alle nicht viel. Und selbst der österreichische Reichsrat stärkte nicht das Zutrauen in die parlamentarische Demokratie, denn hier waren zehn Sprachen zugelassen, ohne daß ein einziger Dolmetscher mit einer Übersetzung der einzelnen Beiträge betraut

gewesen wäre. Alle redeten aneinander vorbei.

Unter der Dunstglocke der Dynastie brodelte es. Erst da der Übervater weg war, konnten die Söhne aufbrechen, ihn zu morden und alle jene, die als Geschlagene von der Front heimkehrten, sollten bald eine neue Generation heranwachsen sehen, die auf Rache sann. Als Männer in Uniform wollten die Kriegskinder zu einem einig Volk von Brüdern werden und einem allmächtigen Führer folgen. „Nationalsozialismus ist organisierter Jugendwille“, lautete ein Slogan der Nazis. Das so genannte Dritte Reich sollte Tausend Jahre lang jung bleiben. Das wollte die Vorsehung.

Kakanien hingegen sah bereits alt aus, ehe es entstanden war. Musils Begriff selbst verweist darauf: Im Wort schwingt nichts Hohes und nichts Hehres mit. Kakanien ist eine Verballhornung, die das kaiserliche und das königliche Getue verlacht, aber ebenso an die Kakophonie des Staatengebildes erinnert. Volksschüler müßten wohl lachen, wenn sie von einem Land namens Kakanien lernten. Kakanien: Das klingt doch beinah unanständig. Musil wußte, wie profan seine Kreation daherkommt. Kakanien war frei von jedem hochtrabenden Anspruch und jeglichem Pathos. Musil versprach keine heile Welt, sondern erinnerte nur an eine Möglichkeitsform und an ein uneingelöstes Versprechen. Hören wir uns noch einmal an, was er dazu schrieb, denn dieses Kakanien: „war nach seiner Verfassung liberal, aber es wurde klerikal regiert. Es wurde klerikal regiert, aber man lebte freisinnig. Vor dem Gesetz waren alle Bürger gleich, aber nicht alle waren eben Bürger. Man hatte ein Parlament, welches so gewaltigen Gebrauch von seiner Freiheit machte, daß man es gewöhnlich geschlossen hielt; aber man hatte auch einen Notstandsparagrafen, mit dessen Hilfe man ohne das Parlament auskam, und jedesmal, wenn alles sich schon über den Absolutismus freute, ordnete die Krone an, daß nun doch wieder parlamentarisch regiert werden müsse.“

Kakanien ist schon damals, als Musil diese Sätze formuliert, die Heimat einer sonderbaren Melancholie und Ironie zugleich. Eine morbide Wankelmütigkeit durchzieht alle ehemaligen Kronländer. Kaum sind sie getrennt, wollen sie zueinander, doch sobald sie sich nahe sehen, nehmen sie Reißaus. Es ist ein Theater, ein Beziehungs-drama. Wir sehen ein Wiener Stück über die uralten Königskinder, die zueinander nicht kommen können.

Scheint es nicht etwa zuweilen, als sei diese Inszenierung nun in Brüssel wieder aufgenommen worden? Die Produktion wird dort bereits seit Jahren wegen katastrophalen Erfolgs von einer Saison zur nächsten verlängert. Die politische Integration stockt. Die Populisten hetzen gegen

die Union, Zukunft war früher, das Morgen ist ein Land im Orient. Die Kreuzritter des Abendlandes wollen nicht ein Reich der aufgehenden, sondern eines der untergehenden Sonne sein. Bei einem Nachbarn marschieren paramilitärische Gruppen auf, um Pogromstimmung gegen Roma zu schüren. Eine Garde wird gewählt, als ginge es im Parlament um eine Wehrsportübung. Im Land nebenan werden Schwule und Lesben attackiert. In Litauen wurde Homophobie zum Gesetz erhoben. Im Süden liegt der Rechtsstaat daneben und der Premier läßt Sondergesetze für sich machen. Ich könnte durchaus fort fahren. Der Kontinent feiert sich als Festland der Demokratie, während er den nationalen Abgeordnetenhäusern nimmt, was er dem gemeinsamen Parlament noch immer nicht gibt. Gepriesen werden Kultur und Universität, um sie dem Markt auszuliefern. Nein, ich will nicht auf Europa schimpfen. Wozu auch? Dafür sorgen bereits die Scharfmacher und Aufpeitscher, und sogar die Regierungen wälzen alles Unangenehme, was sie selbst beschlossen haben, allzu gerne auf Brüssel ab.

Ich möchte die Union keineswegs schlechtmachen. Im Gegenteil; zu fordern wäre ein Mehr an Europa. Kakanien kann mir dabei durchaus helfen. Der Islam war etwa in der Doppelmonarchie schon daheim. Muslimische Imame und bosnische Würdenträger gehörten zu den loyalen Untertanen, auf die sich die Krone stützte.

Von Kakanien läßt sich nur schwelgen, wenn es in seiner Buntheit wahrgenommen wird. Wie von Mitteleuropa ohne Erinnerung an die Juden reden? Der Mythos von der Doppelmonarchie stürzte mit ihnen in die Massengräber. Ist es nicht paradox: Die Juden, die einst über Theodor Herzl und sein Altneuland nur lachten, um dem Vielvölkerreich zu huldigen, wollen nun nicht mehr von Zion und dem Nationalismus lassen. Ist es nicht eigenartig: Sie, denen immer angekreidet wurde, mit ihnen sei kein Staat zu machen, fordern nun die Anerkennung ihres Rechts darauf. Aber noch merkwürdiger ist: Lautete der Vorwurf damals, sie seien nicht patriotisch genug und wurden sie einst vaterlandlose Gesellen geheißen, so gelten sie nun als verstockt, weil sie auf Heimat und Vaterland schwören.

Vielleicht bin ich doch ein Kind der Doppelmonarchie. Der österreichische Europäer in mir zieht aus derselben Vergangenheit die umgekehrte Lektion als der Israeli, der ich bin. Der Israeli nennt die Lage ernst, aber nicht hoffnungslos. Der Österreicher weiß, die Situation ist hoffnungslos, aber nicht ernst. Der Israeli in mir verweist auf seine offen demokratische Gesinnung, um sich damit um so geschlossen wehrhafter aufführen zu können. Der Europäer gibt sich postnational, während der Kontinent überall nationalistischer wird.

Europa wird groß und kleinlich zugleich. Rassisten haben Aufwind in der Union. Vielleicht liegt das auch an ihrer Konstruktion. Wir sind nicht Polen, Ungarn oder Iren, weil wir Europäer sind, sondern wurden nur zu Europäern, damit wir um so besser Polen, Ungarn oder Iren bleiben können. Zum Vergleich: Kaum einer kommt jenseits des Atlantiks auf die Idee zu sagen, er sei bloß Amerikaner, weil er zuerst Kalifornier oder New Yorker sei.

Der Unterschied zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und den Zerfallenen Ländern von Kakanien ist offenkundig. Wer hält denn im Donauraum ein Happy End für ein gelungenes Ende? Kakanien ist der Beweis, daß das Gescheiterte eine Steigerungsstufe des Gescheiten ist. Nestroy wußte bereits, daß die edelste unter den Nationen die Resignation ist. Vielleicht liegt darin der eigentliche Vorteil Kakaniens und nicht in einer verlogene Idylle voller Walzerseligkeit, Palatschinkensüße und dem sonstigen Kaiserschmarrn, mit dem die Reisebranche die Länder diesseits und jenseits ihrer Begrenztheit anpreist. An Kakanien ist das Widersprüchliche interessant, das ganz verschiedene Narrative umfaßt, wobei keines für sich beanspruchen kann, triumphiert zu haben. Im Gegenteil: Alles ging unter. Das Gebrochene fördert die Ambiguität, die Doppeldeutigkeit, die sich durch Ironie besser ertragen läßt.

Die Grundform der Ironie ist, wenn einer das Gegenteil dessen sagt, was er meint. Er ist mit sich selbst nicht eins. Die ganze Doppelmonarchie war mit sich selbst uneins, war nicht mit sich selbst ident, und diese Diagnose, nicht mit sich selbst im Reinen zu sein, die ja in jedem Wochenendseminar zur Krankheit stilisiert wird, war es, die Musil besonders gut an Kakanien gefiel. Der von oben bis unten vereinheitlichte Staat, das war doch die eigentliche Bedrohung, und diese Gefahr bestand bei Österreich Ungarn wirklich nicht. Die Monarchie war ein Pallawatsch einander überschneidender Institutionen und Nationen, und so ein Kuddelmuddel befördert ironische Disposition ungemein. Nicht nur der Untergang der Monarchie, sondern ihre offenkundige Vergänglichkeit, während sie sich noch zelebrierte, ja, der ganze Maskenball, das Drama des Verfalls verstärkte die spöttische Abgeklärtheit. Was blieb von den vielen Ideen und mächtigen Systemen des letzten Jahrhunderts übrig? Welches Ideal wurde denn nicht verraten? Wie viele Ideologien sah doch dieser Erdteil siegen und Schiffbruch erleiden? Die Dogmen wurden ausgetauscht, nur die Hierarchien blieben beständig. Diese zynische Praxis prägt den Geisteszustand eines Landes, und deshalb kann gesagt werden: Österreich ist die Widerlegung der geotektonischen Erkenntnis, daß ein Sumpf keine Gipfel hat. Aber so eine Definition ist selbst bloß eine jener typischen Höhen der Niedrigkeit, die Teil des Problems ist, als dessen

Analyse sie sich aus gibt.

Kakanien kann zumindest eine Chiffre für eine Fülle an Erfahrungen jenseits der nationalen Einfachheiten sein. Nicht Doppelmonarchie und Hochadel, sondern Doppelsinn und Mehrdeutigkeit gilt es zu bewahren. Das literarische Kakanien lehrt die Hoffnung auf eine andere Wirklichkeit und zugleich die Skepsis vor allzu großen Erwartungen.

Vielleicht fällt es so schwer von Kakanien zu erzählen, weil es überall und allgegenwärtig ist. Die ganze Erde wird zum Vielvölkerstaat, und Heimat ist, wo mir fremder zumute ist als an jedem anderen Ort.

Ich erinnere mich an eine Fahrt vor vielen Jahren zum Grand Canyon. Am Abend vor dem Abstieg in die Schlucht das Essen im Gasthaus. Der Blick in die Speisekarte. Hier stießen wir auf das zünftige Menü. „Viennese Schnitzel. The original one. Topped with a fried egg.“ Wir lachten über die Gewißheit, mit der das Schnitzel mit Spiegelei zum ursprünglichen bestimmt wurde, aber im Nachhinein frage ich mich, wer denn ahnen kann, wie eigentlich das originale Wiener Schnitzel gekocht worden sein und wie es geschmeckt haben mag. Und es ist im Grunde auch vollkommen wurscht. Wie immer es einst zubereitet wurde, ob vom Kalb oder vom Schwein, das Stück müßte mittlerweile ziemlich zäh geworden sein und würde schrecklich stinken.

Vor Jahren hörte ich, in der Sozialwissenschaft werde vom so genannten Pizza-Effekt gesprochen. Die Pizza, so die Theorie, sei in Neapel ein Essen armer Leute gewesen. Erst mit italienischen Einwanderern in die USA gekommen, wurde sie dort mit neuen Beilagen zur Delikatesse, um dann nach Europa zurückgebracht und zur Nationalspeise erklärt zu werden. Vom Pizza-Effekt wird etwa auch beim Hinduismus gesprochen, der eigentlich gar keine einheitliche Religion gewesen war. Erst der Westen faßte die verschiedenen Strömungen zusammen, worauf sie sich in Indien auch als eigene Konfession durchsetzten. Wurde nicht ebenso der Döner Sandwich erst in Berlin als Imbiß berühmt? War nicht alle Kultur immer schon Assimilation? Und war nicht jede Heilige Schrift zunächst nichts als ein Ketzerwort? Geprägt wurde der Begriff Pizza-Effekt übrigens von Swami Agehananda Bharati, der viele Jahre als hinduistischer Mönch in Indien verbrachte, um schließlich Anthropologie an der Universität Syracuse in den USA zu lehren. Ursprünglich aber wurde Agehananda Bharati 1923 in Wien geboren, und zwar unter dem Namen Leopold Fischer. Fischer alias Bharati war selbst die Personifikation dessen, was er anhand der Pizza beschrieb. Er stammte aus Kakanien.

In Wien kenne ich Thomas Kiang, den Besitzer der Restaurants selben Namens. Gerne gehe ich zu ihm, der einst aus Taiwan hierherkam, um Frühlingsrollen, Wantan oder Rahmensuppe zu essen. Sein Bruder, Josef Kiang, eröffnete eine Gastwirtschaft in Peking, wo er Griesnockerl und Tafelspitz serviert. Welches Kiang, könnte einer nun rätseln, ist eigentlich das chinesische und welches das wienerische Lokal? Sind nicht beide auf ihre Art kakanisch? Aber womöglich ist gar nicht wichtig, diese Fragen zu beantworten. Wäre es nicht klüger, bloß da und dort zu kosten, ob einem die österreichische Küche in Peking oder die fernöstliche an der Donau besser bekommt? Vielleicht wäre auch das die falsche Alternative, denn warum sollte einem nicht einmal das eine hier und das andere ein andermal dort munden? Je nachdem, wonach es einem gelüftet.

Ein verstorbener israelischer General, ein unangenehm nationalistischer Politiker, Rafael Eitan, wurde einst interviewt. Ob er, der kaltblütige Soldat, eigentlich Musik möge? Er liebe israelische Volkslieder, erklärte er. Welche denn, hakte der Journalist nach. Darauf der Offizier: „Na, die russischen.“

In Sri Lanka besuche ich zuweilen die weit über die Grenzen der Insel bekannte Schriftstellerin Anne Ranasinghe. Sie ist vierundachtzig, ist eine der wichtigsten Dichterinnen der Insel und schreibt auf Englisch Lyrik und Prosa. Ihre Bücher wurden in sieben Sprachen übersetzt. Geboren wurde sie aber als Anneliese Katz in Essen. Vor den Nazis floh sie als Dreizehnjährige nach England. 1956 heiratete sie einen Singhalesen und wanderte nach Colombo aus. Wenn ich sie treffe, spricht sie kein Wort Deutsch mit mir. Sie hat es keineswegs verlernt, sondern es sich vielmehr abgewöhnt wie eine schlechte Sitte. Fünfzehn Jahre lang arbeitete sie leitend für die südostasiatische Abteilung von Amnesty International. Anne Ranasinghe stammt nicht aus den Kronländern von Österreich-Ungarn, wurde dort nicht geboren und lebt auf dem indischen Subkontinent, aber ginge es nach mir, wäre sie die Parlamentspräsidentin von Kakanien, und zwar die erste, die zweite und vor allem die dritte.

Vor etwa zwanzig Jahren stand ich mit vier Freunden um halb drei Uhr nachts vor einem Lokal in Brooklyn. Wir waren viel zu spät dran. Sie hatten längst zugesperrt, aber wir klopfen dennoch an und baten, ob sie noch etwas von ihrem legendären cheesecake für uns hätten. Ein schwarzer Kellner, ein Hüne, kam an die Tür: „It's closed, folks.“ Aber die New Yorkerin unter uns, eine Filmemacherin, ließ nicht locker: „Come on, she is from Vienna, they are from Paris, but he,“ sie zeigte auf mich: „came all the way from Tel Aviv to taste a Brooklyn cheesecake.“ Ob es wahr sei, wollte er wissen, und ich spielte das Theater mit.

Darauf drehte sich der große Mann um und schrie hinein: „James, there is a guy from Tel Aviv here. Should I let him in?“ Ein kleiner blonder Mann stürmte heraus: „Tel Aviv? Sure, let him in. He is one of my people!“

Da rief ein Dritter mit jamaikanischen Akzent dazwischen: „So what! James, hundreds of people come from Jamaica every day . Should we let them in too?“

Später standen wir alle zusammen vor dem Eingang und mampften Brooklyn cheesecakes, die hierzulande als kakanische Topfentorten durchgegangen wären, als der große Ober von vorhin uns fragte: „Tell me, what’s the capital of Austria“. Die New Yorker Filmemacherin schämte sich für ihren Landsmann. Ob er es denn nicht wisse? „Vienna“ sei die Hauptstadt. Habe er nichts gehört vom „sound of music“? Kenne er etwa Mozart nicht?

Amadeus sei nicht sein Fall, meinte er: „I tell you something. I’m not so much into Mozart. I love the Duke. Ellington. But“, fuhr er fort: „the Duke loved Mozart“, und dann nach einem langen Blick: „and let me tell you something else, Mozart would have loved the Duke.“